



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Westfalens Tierleben in Wort und Bild**

Die Vögel

**Landois, Hermann**

**1886**

16. Familie. Raben, Corvidae.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-34886**

hat eine große Anzahl auf ihren Mageninhalt untersucht und konstatiert, daß der Pirol namentlich viele Raupen, glatte nicht nur, sondern auch haarige verzehrt und daher nur als nützlich bezeichnet werden kann.

Fast in allen Eichenwäldern unseres Gebietes, namentlich im flachen Münsterlande sind die Pirolpärlchen zu finden, nur das hohe Gebirge meiden sie. Während jüngere Männchen den ganzen Sommer über, ohne zu nisten, in kleinen Flügen von 3, 4, 5 bis 8 Exemplaren von einem Gehölze zum andern umherschwärmen, legen die Pärchen der anderen auf jüngeren freistehenden Bäumen in der Höhe von 2 bis zu 17 Meter die in einer horizontalen Zweiggabel kunstreich befestigten und versteckten Nester an und brüten da 3—5 weiße, schwachrosa angehauchte, mit weitständigen schwarzen Flecken versehene Eier aus. Das Nest selbst ist eins der kunstreichsten unseres Gebietes und besteht aus Wolle, Werg und Fäden jeder Art. Das Material ist um die Zweige geschlungen; die Mulde hängt zwischen den Zweigen und enthält im Innern ein Polster von feinen Härchen. Hoch in den Kronen der stärkeren Bäume gehen sie scheinbar versteckt den größeren Käfern und Raupen nach, aber weil die Pärchen bestimmte Reviere haben, lassen sich die Vögel durch den nachgeahmten Vorkruf ohne große Schwierigkeit herbeilocken. Wenn die Kirschen gereift sind, sucht der Pirol meist diese Lieblingspeise auf und vergift dabei so sehr die sonst gewohnte Vorsicht, daß ihn der ob des Verlustes seiner süßsaftigen Ernte hangende Obstzüchter kaum zu verscheuchen vermag. Wenn dann weit in der Runde alle Bäume der schönen Früchte beraubt worden, dann sind auch zu Ende August oder Anfang September die Pirole verschwunden, um im Innern von Afrika unseren Winter und den jährlichen Wechsel ihres schönen Gefieders zu überstehen.

## 16. Familie. Raben, Corvidae.

Heiß, heiß der Sonnenbrand  
Drückt vom Zenith herunter,  
Weit, weit der gelbe Sand  
Zieht sein Gestäube drunter;  
Nur wie ein grüner Strich  
Am Horizont die Föhren;  
Mich dünkt, man müßt es hören,  
Wenn nur ein Kranker schlich.

### Die Vogelwelt Westfalens.

Der blasse Aether siecht,  
Ein Ruhen rings ein Schweigen,  
Dem matt das Ohr erliegt;  
Nur an den Dänen steigen  
Zwei Fichten, dürr, ergraut —  
Wie Trauernde am Grabe —  
Wo einsam sich ein Rabe  
Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's im Westen schwer  
Wie eine Wetterwolke,  
Kreist um die Föhren her  
Und fällt am Heidefalte;  
Und wieder steigt es dann,  
Es flattert und es ächzet,  
Und immer näher trächzet  
Das Galgenvoll heran.

Recht, wo der Sand sich dünnt,  
Da lagert es am Hügel;  
Es badet sich und schwemmt,  
Stäubt Nische durch die Flügel,  
Bis jede Feder grau;  
Dann rasten sie im Bade  
Und horchen der Suade  
Der alten Krähenfrau,

Die sich im Sande reckt,  
Das Bein lang ausgehoben,  
Ihr eines Aug' gefleckt,  
Das andre ist geschlossen;  
Zweihundert Jahr' und mehr  
Gehezt mit allen Hunden,  
Schnarrt sie nun ihre Kunden  
Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebahr!  
Wenn er so herstolzerte vor der Schar,  
Und ließ sein häumend Roß so drehn und schwenken,  
Da muß' ich immer an Sankt Görgen denken,  
Den Wettermann, der — als am Schlot ich sah,  
Ließ mir die Sonne auf den Rücken brennen —  
Vom Wind getrübt mich schlug so hart, daß baß  
Ich es dem alten Raben möchte gönnen,  
Der dort von seiner Hopfenstange schaut,  
Als sei ein Baum er und wir andern Kraut! —

„Kühn war der Halberstadt, das ist gewiß!  
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,  
Dann standen seine Landstnecht' auf den Füßen  
Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.

## Raben.

Einſt brach ſein Schwert; er riß die Kuppel los,  
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde,  
Ich war nur immer froh, daß flügellos,  
Ganz ſonder Wiß der Menſch geboren werde:  
Denn nie hab' ich geſehn, daß aus der Schlacht  
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

„Am einem Sommertag — heut' ſind es grad  
Zweihundert fünfzehn Jahr, es lief die Schnat  
Am Damme drüben damals bei den Föhren —  
Da konnte man ein friſch Drommeten hören,  
Ein Schwerterklirren und ein<sup>m</sup> Feldgeſchrei,  
Radſchlagen ſah man Reiter von den Roſſen,  
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;  
Entlang der Gleife iſt das Blut geſloſſen,  
Granat' und Wachtel lieſen kunterbunt  
Wie junge Kiebiſche am ſand'gen Grund.

„Ich ſah auf meinem Galgen, wo das Bruch  
Man überſchauen konnte recht mit Zug;  
Dort an der Schnat hat Halberſtadt geſtanden,  
Mit ſeinem Seerohr ſtreifend durch die Banden,  
Hat ſeinen Stab geſchwungen ſo und ſo;  
Und wie er ſchwenkte, zogen die Soldaten —,  
Da plötzlich aus den Mörjern fuhr die Loß',  
Es knallte, daß ich bin zu Fall geraten,  
Und als kopfüber ich vom Galgen ſchoß,  
Da piß der Halberſtadt davon zu Noß.

„Mir ſtieg der Rauch in Ohr und Neßl', ich ſchwang  
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;  
Entlang die Heide fuhr ich mit Geträchze.  
Am Grunde, welch' Geſchrei, Geſchnaub', Geächze!  
Die Roſſe wälzten ſich und zappelten,  
Todwunde zuckten auf, Landſknecht' und Reiter  
Anirſchten den Sand, da näher trappelten  
Schwadronien, manche krochen winſelnd weiter,  
Und mancher hat noch einen Stich verſucht,  
Als über ihn der Bayer weggeſlucht.

„Noch lange haben ſie getobt, geknallt,  
Ich hatte mich geſlichtet in den Wald;  
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,  
Ha, welch ein köſtlich Mahl ward da gehalten!  
Kein Geier ſchmauſt, kein Weiße je ſo reich'!  
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,  
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —  
Allein der Halberſtadt war nicht darunter:  
Nicht kam er heut', noch ſonſt mir zu Geſicht,  
Wer ihn gefreſſen hat, ich weiß es nicht.“

Die Vogelwelt Westfalens.

Sie zuckt die Klauen, kraut den Schopf,  
Und streckt behaglich sich im Bade;  
Da streckt ein grauer Herr den Kopf,  
Weit älter als die Scheh'razade.  
„Hah," krächzt er, „das war wüste Zeit —  
Da gab's nicht Frauen, wie vor Jahren,  
Als Ritter mit dem Kreuz gefahren,  
Und man die Münster hat geweiht!“  
Er hustet, speit ein wenig Sand und Thon,  
Dann hebt er an, ein grauer Seladon:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,  
Die heil'ge Frau im Ordenskleide!  
Ihr mocht der Weibel süßer siehn,  
Als andern Güldenstück und Seide,  
Kaum war sie holder an dem Tag,  
Da ihr jungfräulich Haar man fällte,  
Als ich an's Kirchenfenster schnellte,  
Und schier Tobias Hündlein brach.

„Da stand die alte Gräfin, stand  
Der alte Graf, geduldig harrend:  
Er auf's Baretlein in der Hand,  
Sie fest auf's Paternoster starrend;  
Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —  
Und aus der Mutter Wimpern glitten  
Zwei Thränen auf der Schauben mitten,  
Doch ihre Lippe zuckte nicht.

„Und sie in ihrem Sammetkleid,  
Von Perlen und Juwel umfunkelt,  
Bleich war sie, aber nicht vor Leid,  
Ihr Blick doch nicht von Gram umdunkelt.  
So mild hat sie das Haupt gebeugt,  
Als woll' auf den Altar sie legen  
Des Haares königlichen Segen;  
Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

„Doch als nun, wie am Blutgerüst,  
Ein Mann die Seidenstränge packte,  
Da faßte mich ein wild Gellüst,  
Ich schlug die Scheiben, daß es knackte,  
Und flattert' fort, als ob der Stahl  
Nach meinem Nacken wolle zücken.  
Ja wahrlich über Kopf und Rücken  
Fühlt' ich den ganzen Tag mich taub!

„Und später sah ich manche Stund'  
Sie betend durch den Kreuzgang schreiten,  
Ihr süßes Auge über'n Grund  
Entlang die Totenlager gleiten;

## Raben.

Zus Quadrum flog ich dann hinab,  
Spazierte auf dem Leichensteine,  
Sang, oder suchte auch zum Scheine  
Nach einem Regenwurm am Grab.

„Wie sie gestorben, weiß ich nicht;  
Die Fenster hatte man verhangen,  
Ich sah am Vorhang nur das Licht  
Und hörte wie die Schwestern sangen;  
Auch hat man keinen Stein geschafft  
Zus Quadrum, doch ich hörte sagen,  
Daß manchen Kranken Heil getragen  
Der sel'gen Frauen Wunderkraft.

„Ein Loch giebt es am Kirchenend',  
Da kann man ins Gewölbe schauen,  
Wo matt die ew'ge Lampe brennt,  
Steinsärge ragen, fein gehauen;  
Da streck' ich oft im Dämmergrau  
Den Kopf durchs Bitter, Klage, Klage,  
Die Schlafende im Sarkophage,  
So hold wie keine Krähenfrau!“

Er schließt die Augen, stößt ein lang „Krahah!“  
Gestreckt die Zunge und den Schnabel offen;  
Matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen,  
Ein Bild gebroch'nen Herzens sitzt er da.  
Da schnarrt es über ihm: „Ihr Narren all!“  
Und nieder von der Fichte plumpst der Rabe:  
„Ist einer hier, der hörte von Walhall,  
Von Teut und Thor, und von dem Hümengrabe?  
Sahst ihr den Opferstein?“ — da mit Geträchz  
Hebt sich die Schar und klatscht entlang den Hügel.  
Der Rabe blinzelt, er stößt ein kurz Geächz,  
Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;  
Dann duckt er nieder, kraut das taube Ohr,  
Noch immer schnarrend fort von Teut und Thor.

So naturwahr schildert in vorstehenden Versen unsere westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff das Leben und Treiben dieser Galgenvögel, daß wir uns fast scheuen, dem Lebensbilde, das mit der Feder nicht schöner gemalt werden kann, noch einige Striche hinzuzufügen. Aber der Zweck dieses Buches verlangt es, und so fassen wir zunächst das Leben der rabenartigen Vögel im allgemeinen zusammen, um dann jede Art für sich so kurz wie möglich zu behandeln. Im tiefen Walde baut auf der höchsten Eiche der Rabe seinen Horst; am Waldesrand auf einzelne Feldebäume stellt die Krähe ihr Nest; in den an die Äcker stoßenden Felshölzern nisten gesellschaftlich, oft in großer Anzahl, die lärmenden Saatkrähen und ungesellig

vereinzelt die scheuen Heher. Im Gezweige der hohen Pappel oder Eiche auf dem Gehöfte baut die diebische Elster das Nest für ihre hungrigen Jungen, während die Turmzinnen der Städte von den Scharen der Dohlen besetzt sind. Selbst im Winter, wo fast alle andern Vögel ein weniger auffallendes, bescheidenes Winterkleid tragen, stechen diese schwarzen Gestalten auf dem Schnee hervor, schlau und scheu schon von weitem die Nachstellungen der Menschen fliehend; wie ja allgemein bekannt ist, daß die Tiere, deren Kleid mit der Umgebung übereinstimmt, sich bei nahender Gefahr niederdrücken und still verhalten, die abweichend gefärbten aber schon von weitem fliehen. Diese schwarzen Vögel sind es dann, welche in den stillen Wald und auf die erstorbene Flur Leben und Ton bringen durch ihr weit und laut tönendes Geschrei, durch ihr massenhaftes Erscheinen. Sie alle verlangen für ihren stets hungrigen Magen eine nicht geringe Nahrungsmenge, und alle genießbaren Stoffe des tierischen und pflanzlichen Lebens sind ihnen willkommen. Das größere Ungeziefer auf unseren Äckern zu vertilgen und die tierischen Kadaver aufzuräumen, ehe ihr Verwesungsdunst die Luft verpestet, das ist ihre Arbeit und Aufgabe. Wenn aber ausgeräumt ist, wenn Aas, Mäuse, Frösche, Engerlinge, Gewürm, und wilde Früchte fehlen oder nicht hinreichen, alle die Magen zu füllen, dann müssen unsere Kulturpflanzen, unser Hausgeflügel, die Singvögel und das kleine Wild ihnen zum Unterhalt dienen, und dann werden die sonst so nützlichen Rabenvögel schädlich und fordern zur Beschränkung ihrer Zahl heraus.

Alle Krähenarten sind mit einem Singmuskel-Apparate begabt, also Singvögel, und zwar die größten unserer Singvögel, sie haben aber keinen eigentlichen Gesang, sondern nur einige modulierte Warnungs- und Paarungsrufe.

#### Der Rabe, *Corvus corax L.*

(L. 57 cm; S. 22,5 cm).

Kein Tier ist mit der Phantasie und den abergläubischen Vorstellungen unseres Volkes mehr verknüpft, als der unheimlich schwarze Rabe mit der drohend tiefen, kräftigen Stimme, den verschmitzten Augen und dem meisterhaften Nachahmungstalent. Zu früheren Zeiten muß er in ausgedehntem Maße in Haus und Hof gehalten und gezähmt worden, um so sehr mit den Ideen und Redensarten der Leute verwebt zu sein. Es giebt keine unheimliche Geschichte von Hexen und Zauberern, von Galgen und Rad, von Räubern und Henkern, in denen nicht die Raben mit ihrer Sprachfertigkeit und prophetischen Gabe eine hervorragende Rolle spielten. Es gehen noch immer eine Menge Sprichwörter und Redensarten um, die sich auf diesen Vogel beziehen und seine vielfachen Berührungen mit der menschlichen Gesellschaft kennzeichnen. Und

in der That gewährt kein Tier in der Gefangenschaft durch seine vielen Talente, durch seine Zähigkeit und Langlebigkeit — fast möchte man sagen Unsterblichkeit — mehr Unterhaltung und Abwechslung; kein Haustier richtet aber auch soviel Verwirrung, Unheil und Verdruß an, als dieser durch und durch schwarze Geselle. Seine Lust am Verschleppen glänzender Gegenstände, welche zu dem Sprüchwort „Stehlen wie ein Rabe“ geführt hat, ist schon manchem armen Schelm verderblich geworden. Worte wie Unglücksrabe, Rabenvater und Rabenmutter, Rabengekrächz und Galgenvogel verraten das keineswegs günstige Renommee, dessen sich dieser düstere Vogel mit den schelmischen Anlagen bei unseren Vorfahren zu erfreuen hatte.

Gegenwärtig bekommt man ihn nur selten noch in Gefangenschaft, kaum je in der Freiheit zu sehen. Trotz seines unheimlich hohen Alters, seiner Scheu und Vorsicht und bei seinem Talente, sich mit jeder Art Nahrung zu behelfen, ist er vielerwärts seltener und seltener geworden, selbst wo große Waldungen mit hohen Bäumen ihm die günstigste Gelegenheit zum Nisten gewähren. Er ist zwar eigentlich häufig nirgends gewesen, denn der Rabe duldet immerhalb eines Gebietes von ein und zwei Meilen kein zweites Paar seinesgleichen, hier in unserem Gebiete kann man ihn aber auch heutzutage noch häufiger zu Gesicht bekommen, als vielleicht irgend wo anders. Wir erhalten noch jedes Jahr für den zoologischen Garten alte und junge Exemplare, so zuletzt 4 flügge Junge am 23. August 1884 vom Amtmann Brünig in Emniger. Dort hatte in den Forsten des Grafen von Droste regelmäßig ein Rabenpaar in den höchsten Bäumen genistet; als diese geschlagen waren, kamen sie im Frühjahr 1884 zu Brünig und schlugen ihren Horst inmitten des Gehölzes auf einer alten Eiche in einem verlassenen Krähenneste auf, etwa 22 Meter über dem Boden, obgleich über 30 Meter hohe Eichen in der Nähe stehen. Nun ihnen dort die Jungen geraubt worden sind, werden sie schwerlich da bleiben. Ebenfalls bei Emniger fand H. Timpler 1882 in einem Neste 7 junge Raben, 1875 bei Emsdetten ein kaum 4 Meter hohes Nest, und am Charfreitag 1850 drei noch kahle Junge; in der Gemeinde Seppenrade ist ein Horst. Paderberg berichtet, daß bei Delde ein Schäfer während des Weidens seiner Herde ein Butterbrot liegen gelassen hatte und nun aus der Ferne beobachtete, wie ein dort horstendes Rabenpaar von dem Brote zehrte. Der Schäfer legte nun wiederholt Brot aus und hat mit der Zeit die sonst so äußerst scheuen Tiere so an sich gewöhnt, daß sie in seine nächste Nähe kommen und Futter von ihm annehmen, ohne sich sogar von dem mitanwesenden Schäferhunde stören zu lassen. Noch giebt es außer bei Delde auch Nistplätze bei Ahaus, Stadtlohn, Vorhelm, Wettringen, Lembeck &c. Bei Paderborn

sind sie immer seltener geworden. Im Jahre 1869 erhielt Tenckhoff ein Gelege von 3 Eiern aus einem, etwa eine Stunde entfernten Neste; seitdem hat derselbe dort von Raben nichts weiter gehört; in den Gebirgswaldungen aber finden sie sich noch. Rud. Koch erhielt im Frühjahr 1884 zwei Raben, deren einer ein Stück alte Stiefelsohle nebst einigen Weizenkörnern, der andere eine ganze Wanderratte — d. h. in einzelnen Bissen — im Magen hatte. Es ist noch nicht allzulange her, daß in der schönen Kiefer auf dem Gute Dieckburg bei Münster, welche durch ihren 30 Meter hoch astreinen Stamm und die gewaltige Schirmkrone weit und breit sichtbar und bekannt ist, ein Rabenpaar jahraus jahrein horstete. Bei Siegen horsteten vor 25 Jahren im Gilsbacher Gemeindewalde noch mehrere Paare, unter deren Brut sich stets einige weiße Exemplare befanden; jetzt sind sie dort ganz ausgerottet.

Der Rabe ist zunächst von der Krähe durch die Größe des Körpers, besonders aber seines schwarzen, kräftigen Schnabels und der breiteren Flügelbasis zu unterscheiden. Das schwarze, in bläulichem und grünlichem Stahlglanze schillernde Gefieder liegt im ganzen dem Körper enger an, nur die verlängerten Kehlfedern hängen ein wenig herab. Die Flügel bedecken den stark abgerundeten Schwanz; mit seinen stämmigen, glänzend schwarzen Beinen geht er meist schrittweise. Er legt schon im Februar sein Nest auf alten Bäumen mitten im Walde an, sehr hoch, dicht am Stamme, wo ein starker Ast sich abzweigt, und brütet im März seine 3—5 blaßgrünen, dunkelgrün gefleckten Eier aus. Er versteht es, wie ein Adler sich in Schraubenlinien zu großer Höhe aufzuschwingen und dort umherzukreisen. Während die übrigen rabenartigen Vögel gesellig miteinander leben und auch gemeinsam übernachten, ist dies bei den Raben nach Schacht anders. „Wie er allein am frühen Morgen auf Raub auszieht, so kehrt er auch am späten Abend allein zu seiner inmitten des Waldes liegenden Schlafstätte, dem höchsten und stärksten Baume zurück. Daß er sich stets mit der größten Vorsicht dem nächtlichen Ruheplatze nähert, ist bei seiner Scheu leicht anzunehmen.“

Als Nahrung sind dem Raben tote Tiere angenehm, er packt aber auch alle lebenden an, die er zu überwältigen hoffen darf, verzehrt Eier wie junge Vögel, und den kraftlos gewordenen Kammern hackt er noch lebend die Augen aus. So schadet er der Jagd außerordentlich und würde auch dem Geflügelhofe sehr nachteilig werden, wenn ihn seine große Scheu nicht davon fern hielte. Durch Wegfangen von Mäusen und Insekten kann er den Schaden nicht aufwiegen, den er sonst anrichtet, und so ist es nur wissenschaftliche oder ästhetische Rücksicht, welche bedauert, daß die Raben auf den Aussterbeetat gestellt sind.

**Die Rabenkrähe, *Corvus corone L.*,**

(L. 44 cm; S. 17 cm),

hat schwarzes Gefieder mit stahlblauer Färbung am Hals und Rücken. In einigen Gegenden aber ist ihr Gefieder auf Rücken, Brust und Bauch hellaschgrau, und sie wird dann **Nebelkrähe**, *C. cornix L.* genannt. Für Norddeutschland bildet die Elbe ziemlich genau die Grenze, von welcher östlich sich die grauen, westlich die schwarzen als Brutvögel befinden. Beide schaden durch Vertilgung vieler Vogelbruten und durch Plünderung der Obstbäume und der reifenden Saat; auch muß man die Eier des zahmen Federviehs und die Küken vor ihnen hüten. In unserm zoologischen Garten holt ein Krähenpaar allmorgendlich, so lange der Besuch noch nicht zahlreich ist, junge Meerschweinchen aus dem Behälter fort und zwar immer, wenn der Wärter auf Minuten nicht in der Nähe ist. Wenn ein Feld oder eine Wiese gemäht wird, so kann man sicher sein, daß alsbald sich Krähen einstellen, um nach Eiern oder jungen Vögeln zu suchen, die sie mit großer Virtuosität zu finden wissen. „Einst kündigte mir, schreibt Tenckhoff, etwa um Pfingsten ein Gutsbesitzer an, daß er heute 4 Nester der Grauanammer aufgefunden habe. Auf mein Befragen nach den Eiern sagte er, die befänden sich noch in ihren Nestern. O weh, erwiderte ich, dann sind sie verloren! Und richtig, als wir am andern Morgen hinkamen, waren die Eier sämtlich, aber auch die Nestjungen spurlos verschwunden. Nur ein Nest, noch von Klee umstanden, war verschont geblieben.“ Sie nutzen hingegen durch Verzehren mancherlei schädlichen Gewürms, und zwar ist im allgemeinen das Verhältnis derart, daß ihrer in Sandgegenden oft zu wenig, in fruchtbaren Gegenden aber meist zuviel sind, so daß sie da eingeschränkt werden müssen. Die Rabenkrähen sind in unserem Gebiete sehr häufig und nisten in der Regel etwa 10 Meter hoch sowohl im geschlossenen Bestande als auch auf einzeln stehenden Bäumen der Wallhecken. Hier in Münster hatte ein Paar im Jahre 1875 hinter dem Schornstein des von und zur Mühlenschen Hauses auf der Ludgeristraße ein Nest, das am 26. April ausgenommen wurde. In Paderborn stand ein Nest mehrere Jahre nach der Reihe in einem Garten der Stadt, andere in der Promenade. Die 4—6 Eier ihres Geleges zeigen auf grünem Grunde bald dichte, bald weniger zahlreiche grüne Flecken.

Die Nebelkrähe ist hier sehr häufiger Wintergast, weshalb sie auch Winterkrähe genannt wird, und dann meist in Gesellschaft der Rabenkrähe; auch sind Bastarde von beiden einzeln und selten hier beobachtet worden. Im Sommer 1865 nistete bei Hülshoff eine Nebelkrähe mit einer Rabenkrähe gepaart, der einzige hier bekannt

gewordene Fall, da erstere sonst nie als Brutvogel hier beobachtet worden ist. Auch sind hier mehrfach weiße sowie weißbunt geschleckte Exemplare vorgekommen.

Über die Nachtruhe der Rabenkrähe, die allemal, wenn sie ihr Nachtquartier aufsucht, erst in weiten Kreisen über demselben sichernd herumschwebt, schreibt Schacht in seiner Abhandlung über die Schlafstätten der Vögel des Teutoburger Waldes folgendes. „Nach der Brutzeit vereinigen sich die Rabenkrähen oft zu ungeheuren Scharen, die auch bei Nacht ihre Geselligkeit nicht verleugnen und in isolierten Feldgehölzen oder am Rande des Hochwaldes gemeinsam übernachten. In reinen Fichtenbeständen schlafen sie gern, doch sitzen sie, wenn zwischen den Fichten Laubbäume eingesprenzt stehen, lieber auf diesen, besonders gern, wenn sie niedriger als die Fichten und sie so von allen Seiten vor Sturm und Regen geschützt sind. Betritt unser Fuß zur Nachtzeit ein solch besetztes Revier, so erhebt sich plötzlich auch bei der tiefsten Finsternis die ganze Bande unter ohrbetäubendem Lärm und durchfliegt mit weithin vernehmbarem Säusen der Flügel wohl eine Viertelstunde lang die Nachtluft.“

„Als ich einst im März nach Sonnenuntergang in einem Waldthale dahin schritt, ließ sich nicht weit von mir ein Rabenkrähenpaar auf den noch blätterlosen Bäumen nieder. Ich drückte mich, um nicht von ihnen gesehen zu werden, vorsichtig hinter eine dicke Buche und verfolgte alle Bewegungen der Vögel mit gespannter Aufmerksamkeit. Bald saßen dieselben auf diesem, bald auf jenem Baume, bald stiegen sie, nahe am Stamme beginnend, auf den Ästen empor bis zum Wipfel, verweilten daselbst eine Weile, hatten aber immer ihre Blicke nach oben gewandt, flogen herab und schienen eine förmliche Angst um Erlangung eines guten Plätzchens zu haben. Endlich ließ sich die eine auf einem starken Aste unten in der Krone des Baumes nieder und die andere postierte sich einige Fuß höher auf einem anderen Aste. Hier saßen sie lange Zeit still und lautlos, den Kopf tief eingezogen, und verließen auch den Platz nicht, als ich später behutsam von dannen schlich.“

**Die Saatkrähe, *Coryvus frugilegus L.*,**

(L. 43 cm; S. 18),

ihrer großen Geselligkeit wegen auch Gesellschaftskrähe genannt, kommt in den Thälern und den Vorhölzern des Hochwaldes stellenweise häufig war, meidet aber den Hochwald selbst sowie das Gebirge, und nistet nur kolonienweise, oft 8—12 Nester auf einem Baum. Solche Brutkolonien finden wir im Münsterlande nur an wenigen Orten, z. B. bei Saffendorf und Lippstadt in den hohen Bäumen um die stattlichen Saffengehöfte; einige Kilometer von Appelhülsen auf dem Eigentum des Landwirts Velbert und zwar auf den am Waldrande stehenden Eichbäumen, die je 2—5, zusammen über 50 Nester

der Saatkrahe beherbergen. Bei Paderborn befinden sich mehrere Kolonien, jede auch vielleicht zu 50 Nestern; und 1884 hat sich sogar eine Gesellschaft von 6 Paaren in dem belebtesten Teile der Promenade angesiedelt; im Sommer 1885 beobachtete man hier schon eine Vermehrung bis zu 50 Nestern. Das Pippijche Ländchen, so schreibt Schacht, scheint das Eldorado der Saatkrahe zu sein; denn es existieren dort nicht weniger als 9 Kolonien. Anderwärts aber giebt es wohl hundertfach größere Kolonien, wie z. B. bei Steterburg unweit Braunschweig, wo wir selbst ihr Leben und Treiben zu beobachten Gelegenheit hatten. Der Revierförster, unser Führer, hatte vor Jahren schon von seiner Behörde den Auftrag erhalten, die Krähen abzuschießen, weil sie die Bäume wipfeldürr machen und dadurch zum allmählichen Absterben bringen sollen. Am Forsthaufe liegt schon ein Haufen Krähenleichen; Fliegenmaden wimmeln umher und bieten dem Hofgeflügel willkommenes Futter. Wir betreten das erste Gehölz, einen Bestand von etwa 5 Morgen, innerhalb dessen über 2200 Horste gezählt werden. Das Geträchze der Krähenscharen ist ohrbetäubend und der allgemeine Aufruhr nimmt gradezu beängstigende Grade an, als einige Schüsse fallen und eine Anzahl der Schreier herunterpurzeln. Die Tiere sind dabei aber mit der Zeit so scheu geworden, daß trotz der Schußgelder und trotz der Herrichtung von Laubhütten als Verstecke alljährlich nur etwa 600 Stück geschossen werden können. In dem etwa 15 Minuten weiter belegenen, etwas größeren Gehölze wurde die Anzahl der Horste von dem Förster auf etwa 3000 angegeben, und hier begrüßte uns dasselbe Geschrei und Geträchze, nur in noch verstärktem Maßstabe.

Das schwarze Gefieder der Saatkrahe schillert in stark blauem und violettem Stahlglanze, die spitzen Flügel erreichen das Ende des Schwanzes. Bei älteren Individuen ist der Schnabelgrund durch die bodenzerhackende Thätigkeit ganz kahl geworden und die den Schnabel umgebende Haut erscheint weißlich. Ihr Flug ist schneller und gewandter als der der Rabenkrähe, ihre Stimme heiserer. Als Durchzügler sehen und hören wir sie in unserm Gebiete im Herbst und Frühjahr, namentlich im Oktober und März häufig, doch schwärmen auch bei milder Witterung den ganzen Winter hindurch zahlreiche Scharen im Lande umher.

Beim Bau der Nester, die stets in den höchsten Zweigen schlanker Bäume, oft mehrere über und nebeneinander angebracht werden, geht es auch ohne Störung durch menschliche Verfolgung sehr unruhig her, herrscht das regste Leben und erfüllt heiseres Geträchze die Luft. Die einen kommen, die anderen gehen, von den einzelnen Paaren der diebischen Gesellschaft aber, die sich in ihren innersten Neigungen gegenseitig wohl kennen, bleibt das eine Individuum stets auf Posten zurück und wacht,

damit nicht das Nestmaterial von den Nachbarn geplündert werde. Denn das würde geschehen, selbst wenn das Nest schon mit Eiern belegt wäre. Daher werden verlassene Nester auch bald von den Krähen weggetragen. Die Eier der Saatkrähe sind von gleicher Färbung wie die von der Rabenkrähe, aber kleiner und schlanker.

Die Hauptnahrung der Saatkrähe bilden Regenwürmer, Insekten, Mäuse und Acker Schnecken, und danach sollte man sie für überaus nützlich halten. Über ihre Nützlichkeit und Schädlichkeit aber sind die Ansichten sehr geteilt. Wir fanden beispielsweise zur Brutzeit den Magen der erlegten Exemplare meist mit Insektenresten angefüllt. Die Kornfelder in der Nähe ihrer Kolonien beweisen durch den üppigen Stand, welche Massen schädlicher Insekten ihre Scharen dem Boden entreißen und verzehren. Deshalb darf auch vom Ausrotten dieser Krähe keine Rede sein. In Gegenden, wo dies geschehen ist, hatte man gar bald über Insektenfraß zu klagen. Nun aber die Rehrseite. Sobald die junge Brut flügge geworden ist, verläßt die ganze Schar ihre Geburtsstätte und verteilt sich über das ganze Land. Dies fällt aber in die Zeit, wo die Kirichen reif sind, und wenn man diese den Krähen gönnen will, so haben wir nichts dagegen. Frisch gepflanzte Runkel- und Zuckerrüben reißen diese Krähen oft sämtlich aus dem Boden, aber vielleicht nur deshalb, weil sie unter diesen meist angewelt und schlaff auf dem Boden liegenden jungen Pflänzlingen Engerlinge oder ähnliche Insekten vermuten. Schädlich wirken sie entschieden, wenn sie im Frühjahr in großen Massen auf frisch bestellte Äcker einfallen und den eben aufgegangenen oder im Herbst den milchenden Hafer plündern. Man muß es also damit machen, wie es nach Brüning in Enniger geschieht: so lange sie dort nach den Engerlingen bohren, werden sie geschont, wenn sie aber in das frühreife Korn einfallen, wird auf sie geschossen und ihre Scharen werden dezimiert.

Amtmann Brüning hatte lange Zeit vergebens darüber gegrübelt, was wohl die Veranlassung sein möchte, daß sämtliche Krähen aus Ennigerloh und dem anstoßenden Teile von Velde allabendlich 2—3 Stunden weit nach Enniger herübergeflogen kamen, um in den hohen Bäumen unweit des Dorfes zu übernachten. Denselben Flug unternehmen auf dieselbe Entfernung die Krähen von Drensteinfurt her. Endlich kam durch Vicar Tümler die Erklärung, daß bei Enniger wohl keine Baumarder wären, welche die Krähen als lebensgefährliche Störer ihrer Nachtruhe fürchten. Und in der That hat Brüning dort nur ein einziges Mal einen Baumarder im Freien getroffen, und auch sonst sind während seines langen Lebens nur 3 Stück gefangen, dagegen werden in Ennigerloh wie in Drensteinfurt deren jährlich mehrere geschossen. Die Saatkrähen, welche aus den zahlreichen Kolonien bei Pippstadt

und Soest seit einigen Jahren in bedeutenden Scharen nach Enniger herüberkommen, dort aber nicht nisten, scheinen überzählige Männchen zu sein.

„Die Saatkrähe, schreibt Schacht, durchfliegt täglich ein weites Gebiet und kehrt erst spät nach Sonnenuntergang in Scharen, die wohl nach Tausenden zählen, hoch durch die Luft nach ihrem Ruheplatze, meist einem mit alten Eichen bestandenen Feldgehölze zurück. Hier geht es bis tief in die Nacht hinein hoch her, und besonders im Sommer scheint das Geschrei und Gefrächze der schwarzen Bande kein Ende nehmen zu wollen. Zur Winterzeit fand ich kleinere Flüge in niedrigen Beständen übernachten, und viele schlafen sogar auf einzeln stehenden Feldebäumen, wo sie natürlich dem Wind und Wetter preisgegeben sind. Ja zur Zugzeit traf ich sogar eine wandernde Schar in der Nacht auf einem im freien Felde etwas emporragenden Hügel auf dem Erdboden sitzend an, wo sie durch ihr plötzliches, aber ohne Geschrei erfolgreiches Auffliegen mich nicht wenig in Schrecken setzte.“

**Die gemeine Dohle, *Lycos monedula* L.,**

(L. 31 cm; S. 12,6 cm),

ist allen Städtern wohlbekannt, da sie sich meist an Türmen oder sonstigen hohen Gebäuden aufhält und ihr lautes „Kiah“ weithin erschallen läßt. Ihr Nest steht in Mauerlöchern, und da deren oft ganze Reihen neben und über einander an einem Kirchturm vorhanden sind, so ist es zu verwundern, wie jedes Paar unfehlbar das ihm zugehörige, durch nichts von den andern verschiedene Loch immer wieder findet. In Münster nisten die Dohlen auch vielfach an gewöhnlichen Wohngebäuden unterm Dach, wo sie auch geduldet und geschont werden, obwohl sie viel mehr Schaden als Nutzen stiften. In Paderborn, schreibt Tenckhoff, wählt sie gar nicht selten große Schornsteine zur Anlage ihrer Nester, in deren Inneres sie dann eine gewaltige Masse Reiser trägt. Dadurch, daß diese schließlich in den Schornstein hinabfallen und dort sich im Laufe der Jahre anhäufen, ist vor einigen Jahren im Gymnasialgebäude daselbst Brand entstanden; sonst aber ist es nur natürlich, daß solche Schornsteine, wenn sie wieder in Gebrauch genommen werden, meist schlechten Zug haben. An den Türmen daselbst sind ihrer so viele, daß über den Schaden, den sie anrichten, oft genug Klagen laut werden. Ferner bauen sie hier ganz ungewöhnlicher Weise freistehend auf einigen Bäumen der sog. Kreuzschanze, einem einsamen, dicht bewachsenen Außenwalde, der das Laboratorium trägt, und zwar mehrere Paare nahe zusammen, wie dies die Saatkrähen zu thun pflegen. Im Gebirge, so im Sauerlande, kommen die Dohlen stellenweise im Walde nistend vor und dann meist in Gesellschaften. Sie brechen zum Nestbau trockene Baumreiser von den nahen Bäumen ab, deren Menge

die Feuersgefahr für ein Gebäude nicht unerheblich vermehrt. In solchen Nestern, deren Mulde mit Haaren, Wolle und dergl. weich ausgefüttert wird, wie dies auch bei der Saatkrähe der Fall ist, findet man dann 4—7 blaßgrüne, mit dunkelgrünen Fleckstreifen überzogene Eier.

Daß die Dohlen den Kalk von dem First der Häuser picken und so die Dächer verderben und dem Regen Zugang ins Haus verschaffen, ist nur ein kleiner Teil ihres Thuns. Keimende Erbsen, Bohnen u. s. w. werden von ihr arg heimgesucht, und später fällt sie auch über deren Hülsen her. Keimenden Weizen verschont sie ebenfalls nicht, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, selbst Wallnüsse verzehrt sie in nicht geringer Menge; und nur wenn von solchen Vorkereien draußen nichts mehr vorhanden ist, geht sie auch an Insekten und dergleichen Nahrung. Dann folgt sie dem furchenziehenden Pfluge, um Engerlinge aufzusuchen, und durchstreift die Wiesen, um allerhand kleine niedere Tiere zu verzehren. In Gemeinschaft mit Rabenkrähen und Saatkrähen, mit denen sie auch täglich weite Streifzüge unternimmt, übernachtet die Dohle nach Schacht gern in Feldhölzern, schläft aber auch frei auf den Dächern hoher Gebäude. Die Türme der Stadt Münster sind im Herbst oft so überfüllt, daß allabendlich Scharen von Dohlen in benachbarten Wäldern, auch im Schloßgarten eine Schlafstätte aufsuchen; und Dr. Tenschhoff erinnert sich, daß in einem, etwa eine halbe Stunde entfernten Wäldchen stets auch im Winter eine große Schar Krähen und Dohlen untermischt übernachtete. Wenn man abends sich heranschlich, mußte man füglich staunen über den gewaltigen Lärm, den sie vor dem Einschlafen machten.

Am 18. April 1880 schoß der Brauer Appels in Münster ein altes Männchen, dem der Unterschnabel fast ganz fehlte, als es einen Zweig, unter den Oberschnabel eingeklemmt, zum Neste trug.

Die Färbung ist schiefer-schwarz mit tiefstahl-schwarzem Scheitel, schwach grün schillernden Flügeln und bei den Alten mit schiefergrauem Halse. Die Iris ist weiß. Ihr Flug ist leicht und gewandt; an schönen sonnigen Tagen kann man sie wie spielend hoch in der Luft kreisen sehen. Schon im Herbst gruppieren sich die Dohlen zu Paaren, die sich zusammen auf Dachfirsten, Dachrinnen oder Schornsteine niederlassen, stets zusammenhalten und auch mit einander ausfliegen.

#### Die Elster, *Pica caudata* Boie,

(L. 42 cm; S. 24 cm),

ist der schlimmste und verhasste Nestplünderer unter allen unseren Tieren, da sie nicht allein gewandten Fluges und mit unverschämter Frechheit, und doch wieder keinen Augenblick die angeborene Vorsicht außeracht lassend, Gebüsch und Hecken

durchstöbert nach Eiern und jungen Vögeln, sondern auch die bodenständigen Nester der Lerchen, Pieper, Rebhühner, Wachteln, Fasanen und anderer Vögel ausraubt. Selbst junge Enten holt sie vom Wasser und die Küchlein von den Bauernhöfen. Daneben fängt sie auch wohl manche schädliche Maus und selbst die bissige Mollmaus wird von ihr überwältigt. Getreide, Obst und Feldfrüchte nimmt sie nie in größerer Menge zu sich.

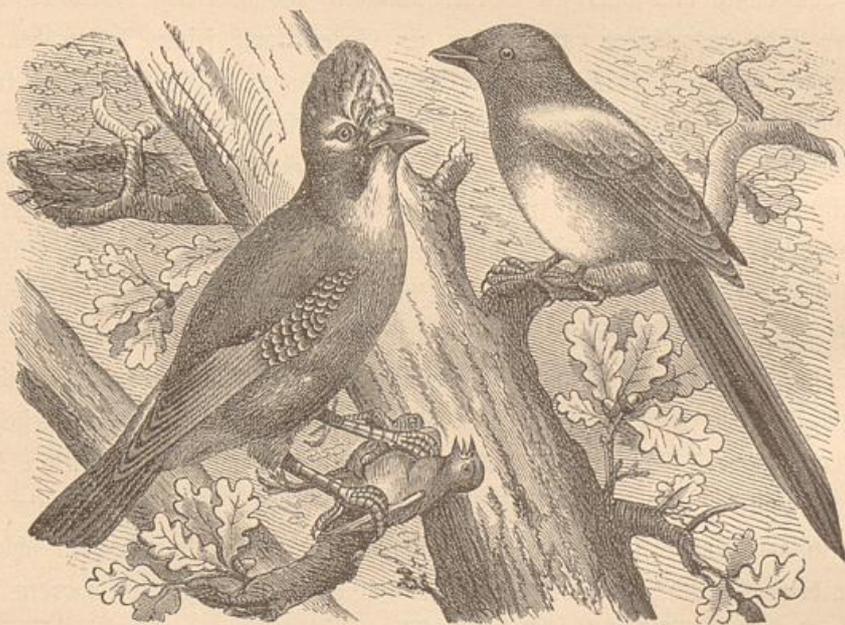
Schon aus weiter Ferne erblickt man das große kugelige Nest der Elster hoch im Wipfel eines Baumes, in der Regel nahe bei einem Bauernhause; es steht aber auch nicht selten in dem niederen Bestande der Wallhecken, 2—3 Meter hoch. Einmal fand Rud. Koch eins in ganz niedrigem Kiefernbestande, so daß er dasselbe vom Boden aus mit der Hand erreichen konnte. Sie fangen schon sehr früh im Jahre an zu bauen und verwenden viele Zeit, meist um den frühen Morgen, zu dem kunstvollen Bau. Von außen mit sparrigen Dornen umgeben und überdacht, wird es innen mit fester Erde ausgekleidet und darüber ein Geflecht von feinen Wurzeln und Fasern angebracht; ein seitliches Flugloch führt ins Innere. Die 8—9 Eier tragen auf hellschmutziggroßem Grunde zahlreiche kleine grüngraue Flecken.

Die weiß und schwarze Färbung, letztere mit grünem und kupferigem Schillerglanze, ist in großen Partien so verteilt, daß die Schultern, Unterbrust, Unterrücken und die Innenfahne der großen Schwingen wie weiß erscheinen. Diese Färbung des Gefieders sowie der körperlange, starkstufige, keilförmige Schwanz kennzeichnen sie unter allen einheimischen Vögeln hinreichend. Sie ist im ganzen Gebiete ein meist häufiger Standvogel, kommt aber beispielsweise bei Paderborn lange nicht so häufig vor, wie im Münsterlande. Den Wald meidet sie, liebt aber einzeln stehende Bäume, vorzugsweise Pappeln und Eichen. Obschon am Tage recht ungesellig, übernachteten die Elstern gern in Gesellschaft von ihresgleichen. Schacht fand sie schon auf einzeln am Wasser stehenden hohen Weidenbäumen frei in den Zweigen schlafen; als aber beim Mondlicht mehrere Male zwischen die Schläfer gefeuert worden war, verließen die schlauen Vögel den Ort gänzlich.

#### Der Eichelheher, *Garrulus glandarius L.*,

oder Markolf (L. 22 cm; S. 16,5 cm), ist einer unserer schönsten Vögel, zugleich aber ein sehr unruhiger und scheuer Geselle, der sich so wenig wie möglich und dann mit verdoppelter Vorsicht außerhalb des Waldes sehen läßt; auf den aber auch jede Flinte losgedrückt wird, in deren Bereich er gerät. Denn in unserem Gebiete, wo er überall häufig genug vorkommt, ist er als arger Nestplünderer bekannt und verhaßt,

welcher Eier, nackte und flügge Vögel mit gleicher Vorliebe und mit gleich bedauernswerter Liebhaberei verzehrt, auch sogar die Dohnen nach Krammetsvögeln revidiert und plündert. Für die kleinen Vögel ist er um so gefährlicher, weil der Heher es liebt, die Waldränder, wo sich Unterholz befindet, abzurevieren und weil er im Durchschlüpfen desselben Meister ist. Und doch sieht der Taugenichts mit dem rötlichgrauen Gefieder, den schwarz, weiß und blau gebänderten Deckfedern der Handschwingen und der kleinen Hölle, zu der in Aufregung die Scheitelfedern aufgesträubt werden, wirklich hübsch aus. Daneben macht er sich durch seine sonstige Nahrung, Würmer, Insekten und deren Larven und Puppen, womit auch die Jungen gefüttert werden, wohl nützlich; und da er viele Eicheln, Nüsse und dergl. Früchte, die er ebenfalls genießt, vielfach versteckt und verliert, trägt er zur Verbreitung von solchen Bäumen und Sträuchern nicht unwesentlich bei.



Markolf und Elster. (Fig. 14).

Seinen eigentümlichen lauten, scharfen Schrei läßt er bei jedem ihm auffälligen Vorkommnis hören; einen eigenen Gesang hat der Markolf nicht, wohl aber ahmt er die Töne von vielerlei anderen Vögeln aufs täuschendste nach. Sie nisten hier in den einzelnen Feldgehölzen in Höhe von 3—7 Meter, gern auch zwischen dem jungen Auswuchs am Stamme dicker Zweige in Fichten und Kiefern, auch wohl in den alten Eichentnubben unserer Wallhecken; die 5—7 Eier ihres Geleges sind hell

graugrün mit zahlreichen gleichfarbigen verwaschenen Fleckchen oder bisweilen schwarzen, ziemlich lang gezogenen Schnörkeln. „Bei Nacht, schreibt Schacht, bezieht er gern die schützenden Fichtendickichte, doch traf ich ihn im Winter auch zuweilen in den Kronen junger Pflanzeichen, die noch mit dem trockenen Laube geziert waren, schlafend an. Er sitzt bei Nacht niemals frei auf den Ästen, sondern er sucht immer Deckung durch Laub, Nadeln oder Gezweig. Sein weiches, lockeres Gefieder scheint den Witterungseinflüssen nicht so starken Widerstand leisten zu können, als das knappanliegende Federkleid der übrigen Rabenarten, vielleicht treibt ihn aber auch die Furcht vor unseren größeren Eulen dazu, solche geschützte und bergende Ruheplätze aufzusuchen.“

Einmal wurde beobachtet, wie ein Sperber auf Heher Jagd machte, sie durch die Büsche verfolgte und offenbar suchte, sie ins Freie zu treiben. Die schlauen Heher aber kannten recht gut die Schliche des Räubers; sie flogen nur zwischen dem dichten Geäst umher und in so kurzen Bogen, daß der Verfolger immer um einige Fuß zu weit hinter ihnen herschoß.

Ein Heher von interessanter Färbung wurde im Sommer 1883 von dem Freiherrn von Brenken zu Erpernburg bei Brenken erlegt. Derselbe zeigte eine fast reinweiße Färbung, von welcher die blauen Flügeldeckfedern prachtvoll abstachen.

#### Der Tannenheher, *Nucifraga caryocatactes* L.\*

(L. 30 cm; S. 11,3 cm).

„Zigeunerartig“ hat man für unsere Gegenden das Vorkommen des Tannenhehers genannt, indem derselbe in manchen Jahren nacheinander zur Winterszeit niemals sich blicken läßt, dann auf einmal unvermutet in kleinen Trupps bei uns eintrifft. Von den übrigen rabenartigen Vögeln ist er auf den ersten Blick zu unterscheiden. Der lange, rundliche, schwarze Schnabel ist fast gerade, oben und unten sehr schwach gebogen. Das dunkelbraune Gefieder ist mit weißen, tropfenartigen Flecken übersät. Weiß sind ferner die Schwanzspitze und die unteren Schwanzdeckfedern. Besondere Einzelheiten sind über ihn hier nicht bekannt geworden. Wie versteckt und verborgen er nistet, geht aus dem von Naumann 1822 geschriebenen Satze hervor: „So werden die Eier immer beschrieben, allein es scheint fast, als wenn sie keiner der Naturforscher, die sie beschreiben, je selbst gesehen habe.“ Jetzt kennt man allerdings seine Nistplätze in den tiefsten, einsamsten Gebirgswäldern und sein Gelege von 5—6 Eiern, jedoch stehen diese in den Preisverzeichnissen der Händler immer noch einzeln mit 12 Mark notiert.

Während des Druckes dieses Buches finden wir noch Notizen über das Vorkommen eines Singvogels, den wir auf Seite 70 nachzutragen bitten; es ist **der kleine Würger**, *Lanius minor L.* Er ist, wie schon der Name besagt, kleiner als der große Würger, mit welchem er sonst in der Färbung viel Gemeinschaftliches hat. Der Oberkörper ist aschgrau, der Unterleib weiß, an der Brust rosenrot überlaufen; Stirn und Augengegend sind schwarz. Auf den schwarzen Flügeln hebt sich ein einfacher weißer Fleck scharf ab. Der junge Vogel trägt eine schmutzigweiße Stirn; den gelblichweißen Unterleib zieren graue Wellenlinien; die Flügelfedern besitzen weiße Spitzenränder. „Dieser Würger, schreibt Schacht, ist der seltenste von allen und tritt höchst sporadisch auf. Bei Detmold wurde neuerdings durch Herrn Präparator Eichentopf ein Nest mit vollem Gelege gefunden. Eine Familie von eben ausgeflogenen Jungen traf ich vor Jahren in der Nähe von Papenhausen unweit Lemgo.“

